



„Vater! Haben
Brombeer'n Beene?“
- „Nee!“ -
„Na, dann hat Frida
eben zwee Mistkäfer
gefressen!“

Zille und die Kinder

„Ja, versteht man denn nicht,
wie durch seine Blätter stets nur der eine Schrei geht
Aber die Kinder! Aber die Kinder!“

Georg Hermann

Er war der Patenonkel von ungezählten Berliner Kindern. Es gab Mütter, die ihre Jungen nach ihm Heinrich nannten. Wenn er zu Besuch kam, baute sich die gesamte Nachkommenschaft vor ihm auf. Und er griff in die Tasche und beschenkte sie alle, die ihre Händchen ihm entgegenstreckten. Er wußte, wie sie lebten, und ahnte auch wohl, daß viele von ihnen einmal im Spandauer Zuchthaus oder in Plötzensee enden würden, wo jetzt vielleicht gerade ihre



„Det mit den Lungezug haste
fein raus, warste aber noch schon
mal richtig besoffen?“

Väter saßen. Darum liebte er sie vor allem mit jener sorgenden und sich mitverantwortlich fühlenden Vaterliebe, die aus den eigenen Jugenderinnerungen sich immer wieder die Kraft zum Helfen- und Bessernwollen holte.

Ihr rasch vergehender Schimmer von Jugendfrische, hinter der doch schon die Schatten des Gefährdetseins aufsteigen, bildet in Zilles Werk eine eigene, zärtlich umhütete Provinz. Wenn er in ihr einmal lacht, ist es eine Probe auf den Ernst des Lebens. Zille-Kinder winden sich keine lichten Frühlingsblumenkränze wie die Ludwig Richters, sie tragen nicht Rosen in den Händen — es sei denn die weißen Rosen des sie engelhaft verwandelnden Todes. Er zeichnete sie ohne alle Umstände, ungewaschen und ungekämmt, im Schmutz der Straße und mit laufenden Nasen. So, wie sie da herumstanden, sich stritten und balgten,

naseweis einem Erwachsenen mit keckem berlinischem Witz über den Mund führen, sehnsüchtig ihre verdreckten Gesichter an einem Schaufenster platt-drückten oder sich die Bäuche mit Pumpenwasser vollaufen ließen, waren sie ihm gerade recht. Entrüstet hätte er sich dagegen verwahrt, wollte man sie ihm eigens für den Zeichenblock zurechtmachen. „For Zillen kenn'n se janich dreckig jenug sind“, behauptete einst eine Berliner Mutter. Er beobachtete sie in allen Lebenssituationen, vom Töpfchen bis zum ersten Flirt, plärrend und lachend, beim Murmel- und Reifenspiel, im Tohuwabohu der sonnabendlichen, von der Petroleumlampe kümmerlich beleuchteten Reinigungsprozedur oder fröhlich Arm in Arm dahintrippelnd. Da er nun einmal die Drastik liebte und im Detail manchmal eine rührende Übertreibung, um uns den Typ menschlich um so näherzubringen, durften fast nie die unordentlich herunterhängenden Höschen, die krummen Beinchen der Kleinkinder und die nackten Körperteile fehlen.



*„Vata wird sich frein, wenn er aus't Zuchthaus kommt,
det wir schon so ville sind.“*



*„Wat, Orje, wenn Mutta den Sportwagen nich vakoost
hätte, denn brauchste jetzt nich loofen!“*

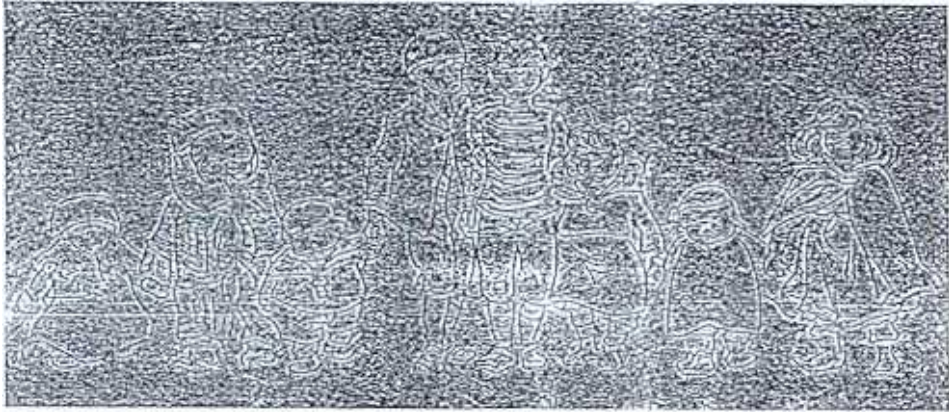
Heinrich Zille versteht es auch hier, die düsteren Umstände vergessen zu machen. Mit wenigen Strichen hellt er auf. Er beherrscht die Kunst der heiteren Kurve, der freundlich entschärfenden Rundung. Natürlich hat er einen untrüglichen Blick für die Gebärde und die Physiognomie. Er sieht und fühlt plastisch aus der Bewegung heraus, und tatsächlich sind fast alle seine Kinderfiguren von einem unsichtbaren Spielraum umgeben, den sie beim nächsten Schritt und Griff erfüllen könnten. Sie strömen so viel naive Liebenswürdigkeit, so viel Herzenswärme und väterliche Nachsicht aus, sie sind so „gesprächig“ in ihrer plappernden, tanzenden, singenden und grüblerischen Komik, daß man diese keinem anderen Graphiker vergleichbare Meisterschaft — die weit mehr ist als ein nur abzeichnender Realismus — als einen in Jahrzehnten herangereiften Liebhaberstil bezeichnen möchte.

Wie ungenau und lebensfroh fliegen sie dahin, die drei fünfjährigen Grazien, in der romantischen Unordnung ihrer Rückenansicht, und wieviel Glorie läßt Zille auf ihre irgendwie bezaubernde Armseligkeit fallen! Solche dem Augenblick entsprungene Skizzen, fern aller Norm und jedem Vorbild, hat Heinrich Zille aber Hunderte geschaffen. Die Stummheit der ausgetretenen Schühchen, der verwaschenen Kleidchen und von den Waden gerutschten Strümpfe ist oft beredter als der Körper selbst. Man weiß, wie solche Szenen nach der Kurzschrift auf dem Skizzenblock in der Wohnung mit unermüdlichem Fleiß und beispielloser Geduld bis zu einer fast malerischen Anschaulichkeit ausgearbeitet, ausgeleuchtet wurden. Dann empfangen sie erst ihren Charakter, den Reichtum der Details vom struweligen Haar bis zur frech erhobenen Nase. Das alles vollzog sich daheim mit einer lautereren Hingabe, die jedem Raffinement abhold war. Zilles Kinderzeichnungen sind unendlich fern einer falschen Elendsromantik, wie mißgünstige Kritiker sie ihm zuweilen vorgeworfen haben. Sie



Die
Ratte.

"You wat is se denn jestorb'n?"
"Unse' Wohnung is' zu naafs!"
""



*„Weene nich, et is verjebens.
Jede Träne dieses Lebens
fließet in ein Kellerloch —
deine Keile kriste doch!“*

schließen den Zustand paradiesischer Lebensunschuld ein wie das früh gealterte Gesicht mit den traurigen Augen. Und sein Humor erreicht zuweilen eine tragische Größe, wie bei dem vertauschten toten Kinde. „Unsere Kleene“, läßt Zille eine trauernde Mutter fragen, „sah doch viel elender aus — das ist doch gar nicht unser Lieschen?“ Und der stotternde Totenwärter antwortet voll schmerzlicher Philosophie: „Liebe Frau, so'n kleener Wurm sieht immer schöner aus, wenn't jestorben is . . .“

Heinrich Zille wußte, was die noch unbeschwert spielenden Kleinen, wenn sie heranwachsen, erwartete. „Dreiundzwanzig Fenje bekam 'ne Heimarbeiterin, und die Kinder jingen in 'ne Streichholzfabrik und hatten denn von dem Phosphor und Schwefel jar keene Fingernägel mehr. Und da soll man nich mal dazwischenfahren, wenn man erlebt hat, wie sich der Elend von Jeneration zu Jeneration weiterfrißt — wo det Kind schon als Sklave jeboren wird?!“



Me ich me: nd sich ich
 Ni: sich **D** f:ich
 I f: ich ode ich sich
 ich M ians: f:ich.
 ick **D** ß ick ich
D ,m: ich